

*»Oder auch ein paar Bäume, diese dürftigen, aber sorgfältig gepflegten Bäume, die sie hier und da auf ihren Squares zwischen dem Asphalt, geschützt mit Gittern, stehen haben. Ich konnte sie ansehen und wußte, daß sie mich an Bäume erinnerten – keine Bäume waren – und zugleich zitterte etwas durch mich hin, etwas, das mir die Brust entzweiteilte wie ein Hauch, ein so unbeschreibliches Anwehen des ewigen Nichts, des ewigen Nirgends, ein Atem nicht des Todes, sondern des Nicht-Lebens, unbeschreiblich.«*

Hugo von Hofmannsthal,  
*Die Briefe des Zurückgekehrten*



Angefangen hat es im Mai 2008 in Japan, fast genau vor einem Jahr. Besonders ein Tag ist mir im Gedächtnis haften geblieben, an dem mir meine Misere deutlich ins Bewusstsein trat. Wahrscheinlich war sie mir schon in den Wochen davor nicht ganz unbemerkt geblieben, sicherlich habe ich versucht, sie zu verdrängen, aber nun kam sie in aller Klarheit zum Vorschein.

Ich war an dem Tag vom Kyotoer Bahnhof aus, in dessen Nähe ich damals nach der Trennung von Frau und Kind in einer kleinen Garçonnière wohnte, der Siebenten Straße ostwärts gefolgt, bis ich zum weitläufigen Areal der Frauenuniversität der Stadt Kyoto gelangte, und stieg von dort aus die sich ewig steil hinaufziehende Steintreppe zum Grab von Toyotomi Hideyoshi hinauf, das sich auf dem Gipfel eines kleinen, dicht bewaldeten Berges befindet. Nur wenige Menschen nehmen die Strapazen der unzähligen Stufen auf sich, bis jetzt habe ich bei meinen gelegentlichen Spaziergängen hierher jedenfalls nur einmal einen anderen Besucher gesehen. Für die Benutzung der Stiege sollte beim Holztor am Fuße derselben in

ein Metallkästchen eine Fünzig-Yen-Münze eingeworfen werden. Als ich dies einmal verabsäumte und es dem Wächter nicht unbemerkt geblieben war, hat mir dieser nachgeschrien und ist mir, weil ich sein Rufen einfach ignoriert hatte, sogar nachgelaufen.

Oben beim Grab des berühmten Feldherrn angekommen setzte ich mich erschöpft auf die letzte Stufe der Steintreppe und schaute vom Berg hinunter. Freilich hatte ich mich damals nach der Scheidung nicht in einem glücklichen Zustand befunden und mich nicht mehr als Teil der hiesigen Gesellschaft gefühlt, aber die Natur war mir immer eine willkommene und wohltuende Fluchtstätte gewesen. In ihr fand ich bisher immer Erholung und konnte meine persönlichen Probleme wenigstens für einige Zeit vergessen, dieses Mal war es jedoch nicht so. Selbst als ich einen bestimmten Baum betrachtete, hatte ich das Gefühl, als falle ich in ein Loch, in einen Abgrund, in eine klaffende Leere. Ich konnte mich an nichts, an keinem Ast, an keinem Blatt festhalten und stürzte in ein tödliches Nichts hinein. Es war so, als hätte der Baum keine »innere Gestalt«, keine »Substanz«. Die ganze Umgebung war mir zu einer reinen Oberfläche verkommen, welche sich förmlich mit einem kleinen Handschlag für immer wegwischen ließe. Die Natur erschien mir in diesem Augenblick nicht wie sonst beredt, sondern seltsam abgestorben, und ich erlebte mich wie noch nie zuvor in meinem Leben als völlig isoliert, als abgetrennt von den Dingen für alle Zeit.

Jedoch glaubte ich damals an jenem Tag im Mai, so bedrohlich mir auch das Außen gegenübertrat, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben die Dinge kristallklar sah, so wie sie tatsächlich sind, also frei von jedweden subjektiven Vorstellungen. Und weil ich den Baum jetzt schlicht als Baum wahrnahm, gerade deswegen berührte er nicht mehr mein Herz. Und schon da kamen mir, gleichsam als Kontrapunkt zu meiner neuen Sichtweise, die Tuschmalereien der alten Chinesen in den Sinn, jene »Berg-Wasser-Gemälde«, die auf einer völlig konträren Wahrnehmung als der meinen beruhen.